

Die Pfirsiche

Autor(en): **Theuriet, Henry / S.B.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **12 (1908-1909)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666992>

Nutzungsbedingungen

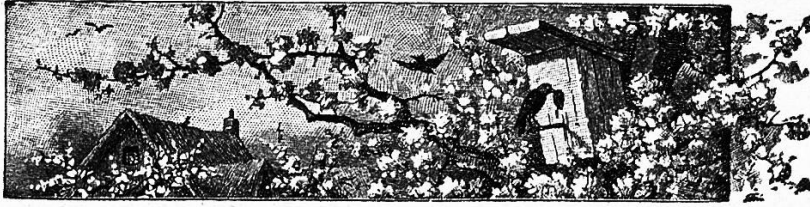
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Zuweilen früher

Zuweilen früher gab's einen Tag,
Wo alle Welt im Glanze lag,
Und beim Erwachen hellen Schein
Sogen die leuchtenden Augen ein.

Es roch nach Blumen und Kuchen und Braten,
Da konnte das Morgengebetlein geraten.

Die Mutter hatte ein Märchen versprochen, —
— Und der Vater nach schweren Arbeits-
[wochen

Hat heute frei den ganzen Tag;
Da geht er dann mit uns Buben zum Hag
Und schnitzt uns schön geringelte Stecken,
Setzt uns auf die Schultern und macht den
[Schecken

Und läuft, dieweil wir jauchzen, im Trab;
Doch plötzlich wirft er die Reiter ab.

Die Mutter — heut hat sie ein Stündchen
[Ruh —

Wir suchen ihr Blumen und singen dazu.
Und dann am Abend vor Schlafenszeit
Kommt die Geschichte. Ach wär's schon so
[weit!

— So lag man da in träumendem Sinnen,
Ließ Licht und Glück in die Seele rinnen:

Zuweilen früher gab's einen Tag,
Wo alle Welt im Glanze lag.

— Jetzt ist der Mutter Mund verstummt
Und für die Märchen der Witz verdummt.
Doch mitten ins Grau und die flimmerhelle
Bisweilen kommt eine leuchtende Welle
Vom Ufer der alten Märchenau,
Entschwindet wie ein Morgentau.

Dann sprech ich getröstet und traurig zugleich:
Wie bin ich arm, wie war ich reich.

— Zuweilen früher gab's einen Tag,
Wo alle Welt im Glanze lag.

J. R. Meyer, Schloßrued.

Die Pfirsiche.

Von Henry Thuriot.

Wir feierten als ehemalige Schüler eines Landinstituts, wo wir zusammen tüchtig gearbeitet hatten, ein Bankett. Bei diesem Anlaß sah ich einen alten Kameraden, Vital Herbelot, nach 25 Jahren zum ersten Male wieder. — Alle diese Feiern gleichen sich wie ein Haar dem andern: Händeschütteln, laute Gefühlsausbrüche beim Erkennen, dann duzt man sich, nachdem man sich ein Vierteljahrhundert weder gesehen, noch von einander sprechen gehört hat, und erstaunt sogar bis zu einem gewissen Grade über die plötzlich gegenseitig angenommene Vertraulichkeit; melancholisch bestätigt man das veränderte Aussehen der Physiognomien, welches die Zeit denselben aufgedrückt, und hört mit Befremden von Schicksalsschlägen, Vermögensverlusten u. s. w. Plötzlich ertönt dann die feierliche Rede des Präsidenten, Toaste steigen, die Anklänge an Schülererinnerungen, denen die Jahre alle etwa noch anhaftende Bitterkeit genommen, um ihnen nur noch den Honigseim

jener Lage zu lassen, wo Jeder in seiner Hand eine Pandarabüchse hielt, mit vergoldeten Hoffnungen gefüllt

Ich war ordentlich überrascht, in Vital Herbelot einen von dem Vital Herbelot, den ich in guter Erinnerung behalten, ganz verschiedenen Menschen anzutreffen. Jener war schwächlich und schüchtern, immer peinlich sauber und ordentlich gekleidet und war aufrichtig und gelassen in seinem Wesen. Er hatte alle liebenswürdigen Eigenschaften eines jungen Volontärs in sich vereinigt, welcher seinen Weg als Staatsbeamter, wozu ihn auch seine Familie bestimmt hatte, zu machen beabsichtigt. Der Vital Herbelot aber, den ich vor mir sah, war von robuster Statur, mit sonnverbranntem Hals und Gesicht, lebhaften Augen und klarer, wohlklingender Stimme, wie die eines Mannes, der nicht gewohnt ist, seine Worte abzuwägen. Er trug kurzgeschnittenes Haar, einen grau angelaufenen Bart, einen soliden englischen Tuchanzug und hatte in seinem Wesen etwas Behagliches, Bestimmtes, Offenes, das in keiner Hinsicht an den Staatsangestellten erinnert.

„Gott grüß’ Dich Alter, was ist aus Dir geworden?“ redete ich ihn an, „bist Du nicht mehr im Staatsdienste?“

„Nein, mein Lieber,“ antwortete er, „ich bin Bauer geworden . . . Eine halbe Stunde von hier, in Chanteraine, einem ziemlich ausgedehnten Gute, pflanze ich Kohl und bebaue einen Weinberg, dessen Erzeugnisse Du bei Deinem nächsten Besuche kosten darfst.“

„Wirklich,“ rief ich aus, „Du, der Sohn und Enkel eines Bureaukraten, Muster von Beamten, und dem man eine glänzende Laufbahn voraus sagt, Du hast das Amtskleid mit dem Bauernkittel vertauscht?“

„Nun ja.“

„Wie ist das zugegangen?“

„Ach so, das möchtest Du gerne wissen! Kleine Ursachen, große Wirkungen! Denke dir, ich habe meine Entlassung aus dem Staatsdienste zweier Pfirsiche wegen genommen.“

„Zweier Pfirsiche wegen?“

„Gewiß, und wenn wir den Kaffee getrunken haben und Du mich nach Chanteraine begleiten willst, erzähle ich Dir die Geschichte.“

Wir verließen nach dem Kaffee den Speisesaal und gingen, eine Zigarre rauchend, dem Kanal entlang; es war ein lauer Augustabend, schon gegen Ende des Monats. Mein Freund begann:

„Du weißt, daß ich zu den Kindern gehöre, die ohne langes Besinnen das Gewerbe ihres Vaters ergreifen, und daß mein Vater, als alter Staatsbeamter, der Meinung war, es gäbe auf der Welt nichts Herrlicheres als den Beamtenstand. Sobald ich also meine Knabenschuhe ausgetreten hatte, fand man nichts Eiligeres zu tun, als mich als Volontär in die väterlichen Fußstapfen treten zu lassen. Weil ich nun gerade keine ausgesprochene

Vorliebe für etwas anderes besaß, betrat ich folgsam die landläufige Bahn des Staatswagens, auf der Vater und Großvater langsam, aber sicher vorwärts gekommen. Als fleißiger und gehorsamer Junge, der von der Wiege an in der Achtung und Unterwürfigkeit höheren Beamten gegenüber erzogen worden, war ich gut angeschrieben bei meinen Vorgesetzten und rückte rasch vorwärts. Mit 25 Jahren beschäftigte mich mein Direktor, der mich liebgewonnen, auf seinem Bureau, und meine Kameraden beneideten mich um mein Glück. Man dachte mir schon irgend eine hohe Staatsstellung zu und weis sagte mir eine glänzende Zukunft. Dazumal verheiratete ich mich. Meine Frau war jung und hübsch und, was mehr wert ist, sie war gut und liebte mich herzlich; aber sie hatte, in den Augen der Welt, einen großen Fehler, — sie war ohne Vermögen. Das war ein großes Unrecht, und der ganze Beamtenkreis kam in gewaltige Aufregung; man hält sich eben hier sehr an das Reale, sieht in der Heirat kaum etwas anderes, als ein gutes Geschäft, und es gilt als Regel, daß, wo der Ehemann das Frühstück in die Ehe bringt, die Frau das „Diner“ mitzubringen hat. Denn wir Beide, meine Frau und ich, hatten kaum genug, um kärglich zu soupiereu. Meine Heirat wurde also allgemein als ein dummer Streich bezeichnet und manch braver Bürger erklärte mich unumwunden für einen Narren, der zum bloßen Vergnügen seine schöne Position wegwerfe. Da meine Frau jedoch sehr verständig war, klug haushielt und wir auch bescheiden lebten, kamen wir dennoch aus und man ließ wegen meiner „Unvorsichtigkeit“ Gnade vor Recht ergehen, und die Gesellschaft fuhr fort, uns zu den ihrigen zu zählen.

Mein Direktor war reich, liebte es, ein großes Haus zu führen und Gesellschaft bei sich zu sehen; er gab opulente Diners und lud bisweilen auch die Familien der Kaufleute und Notablen der Stadt zu sich ein. Nach Verfluß unseres ersten Ehejahres war meine Frau guter Hoffnung und mußte zu Hause bleiben. Natürlich hätte ich vorgezogen, ihr Gesellschaft zu leisten; doch war ich gezwungen, der Abendgesellschaft beim Direktor allein beizuwohnen; denn es wurde dort keine Entschuldigung angenommen; seine Angestellten sollten sich bei ihm auf Kommando amüsieren!

Zu derselben Zeit also, da ich den süßen Namen „Vater“ mir anzueignen Aussicht hatte, war großer Ball im Hause des Direktors und ich mußte mich gerne oder ungerne in meinen Bratenrock werfen.

Als mein Frauchen mir beim Abschied die weiße Cravatte knüpfte, sagte sie nachdrücklich:

„Es wird schön werden heut Abend bei Direktors Vergiß nicht, alles genau zu beobachten, damit Du mir alle Einzelheiten beschreiben kannst: achte auf die Namen der teilnehmenden Damen, ihre Toiletten und das Menu des Soupers . . . denn es soll ein splendides Nachtessen serviert werden. Es scheint, daß man bei Chevet eine Menge feiner Dinge bestellt hat Erstlinge! man spricht von Pfirsichen zu 3 Franken das Stück! Oh, diese Pfir-

siche! Weißt Du, wenn Du recht lieb sein willst, so bringst Du mir einen dieser herrlichen Pfirsiche nach Hause!

Auf alle mögliche Art suchte ich ihr die Unmöglichkeit, ihrem Wunsche zu willfahren, darzulegen; ich sagte ihr, wie unschicklich das sei und wie schwierig für einen schwarzbefrachten Herrn, eine dieser Früchte, ohne Aufsehen und ohne Gefahr, entdeckt zu werden, zu stibitzen. Je mehr Gegenstände ich ins Gesicht führte, um so eigensinniger beharrte sie auf ihrem seltsamen Wunsche:

„Nichts Leichteres als das!“ wandte sie ein. „Bei dem verwirrenden Kommen und Gehen der Teilnehmer und Dienerschaft wird kein Mensch auf so etwas achten! Du nimmst einen Pfirsich, als ob er für Dich berechnet wäre und versteckst ihn geschickt! Warum zuckst Du so mit den Achseln!? — Nehmen wir an, mein Wunsch sei eine Kinderei, aber es gelüstet mich so sehr darnach! Seit ich von diesen Pfirsichen sprechen gehört, war ich nur von dem einen Wunsche beseelt, sie kosten zu dürfen. Ein närrischer Wunsch, es kann sein, aber versprich mir, wenigstens einen zu bringen! Schwör es mir!

Wie kann man dem geliebten Weibe, wenn es so bittet, etwas verweigern?

Ich murmelte zum Schlusse ein unbestimmtes Versprechen und beeilte mich wegzukommen; aber in demselben Moment, als sie noch den Knopf der Türe drehen hörte, rief sie mich noch einmal zurück. Ihre blauen Augen sahen mich noch einmal groß an und sie sagte: „Du versprichst es mir!“

Es war ein schöner Ball: überall waren prachtvolle Blattpflanzen und Blumen angebracht, die Damen erschienen in heller, frischer Toilette und das Orchester spielte vortrefflich. Das Stadtoberhaupt, der Gerichtspräsident, die Offiziere der Garnison, alle „bessern“ Familien waren vertreten. Der Festgeber hatte kein Mittel gescheut, dem Feste Glanz zu verleihen und seine Frau und Tochter machten reizend die Honneurs. Um Mitternacht wurde das Souper aufgetragen und die Tänzer begaben sich paarweise in den Speisesaal. Auch ich trat, freilich nicht ohne Herzklopfen, ein und gleich fiel mein Blick auf die berühmten, von Chevet gesandten Pfirsiche, welche in der Mitte des Buffet-Tisches prangten. Sie waren wirklich prächtig, diese Pfirsiche! In einer Fruchtschale von Luneviller Fayence sorgfältig aufgetürmt und auf Weinlaub weich gebettet, dufteten sie herrlich in ihrer appetitlichen Frische, mit den dunkelroten Flecken, welche das grünliche Weiß auf der samtigen Haut vielfarbig erscheinen ließen. Beim bloßen Ansehen wurde einem der Mund wässrig. Wie erst von dem Wohlgeruch der Frucht, der von dem rosigen, schmelzenden Fleisch ausströmte. Mit Wohlgefallen ruhte mein Auge immer wieder auf ihnen und ich gedachte im Geiste der jubelnden Freude meines Weibes, wenn es mir gelingen würde, ihr bei meiner Heimkehr einen dieser Pfirsiche zu überreichen. Jedermann bewunderte sie; je länger ich sie betrachtete, um so mehr wurde mein Wunsch zur fixen Idee, und der Entschluß, einen oder zwei

zu stibigen, setzte sich in meinem Gehirn fest. Aber wie? . . . Die geschulten Diener gaben sehr acht auf diese seltsamen und teuren Erstlinge. Der Direktor ließ sich sogar herbei, den Bevorzugten eigenhändig von den Früchten anzubieten; hie und da zerlegte auch, auf einen Wink seines Herrn, der Diener eine derselben mit silbernem Messer und servierte beide Hälften auf einem Sevres-Porzellanteller der bezeichneten Persönlichkeit.

Gierig verfolgte ich dieses Spiel und mit Zittern wurde ich gewahr, wie die Pyramide zusammenschmolz. Doch frohlockend sah ich, daß der Inhalt der Schale doch nicht völlig erschöpft sei; ob aus Bescheidenheit der Eingeladenen, oder durch ein geschicktes Manöver, gleichviel! Als das Orchester zum Tanze präludierte und alles hinausströmte, entdeckte mein geschärfter Blick etwa noch ein halbes Duzend schöner Früchte auf dem grünen Weinlaubbett.

Ich folgte der Menge, doch nur zum Schein. Meinen hohen Zylinderhut, der mich den ganzen Abend gehörig geniert hatte, ließ ich in einer Nische des Speisesaales zurück. Unter dem Vorwande, ihn zu holen, ging ich in denselben, denn keiner der Diener mißtraute mir, weil ich als zum Hause gehörig betrachtet wurde. Auch waren sie mit dem Abtragen des Geschirrs und der Gläser beschäftigt und da, welche Wonne! — befand ich mich plötzlich ganz nahe am Buffet. Es war keine Sekunde zu verlieren: Flüchtig schaute ich mich um, nach rechts und links, näherte mich der Fruchtschale und ließ mit der Geschwindigkeit eines Taschenspielers zwei Pfirsiche in meinen Zylinder gleiten, rasch deckte ich sie mit meinem Taschentuche zu und verließ scheinbar ruhig und würdevoll, doch mit entsetzlichem Herzklopfen, den Speisesaal, die Öffnung des Hutes gegen meine Brust gedrückt und mit der rechten Hand, die ich in die Weste geschoben, ihn festhaltend. Dies gab mir ein majestätisches, fast napoleonisches Aussehen.

Meine Absicht war, ganz leise durch den Tanzsaal zu gehen, mich dann englisch zu empfehlen und, einmal draußen, meine ins Taschentuch gehüllten Pfirsiche im Triumph nach Hause zu bringen.

Die Sache war jedoch nicht so leicht, wie ich sie mir gedacht hatte. Man begann soeben eine Cotillon-Tour. Rings an den Wänden des großen Saales standen zwei Reihen ältere Damen und schwarz befrackte Herren und umgaben so einen durch die Sessel der Tanzenden gebildeten Kreis. In der Mitte war ein großer, leerer Raum, wo die Paare walzten. Durch diesen Raum mußte ich gelangen, um die Türe zum Vorzimmer zu gewinnen.

Bang und furchtsam drängte ich mich durch die Zwischenräume der Gruppen und schlängelte mich mit der Behendigkeit einer Eidechse zwischen den Stühlen durch. . . Wie ich zitterte vor Angst, wenn ich an die Möglichkeit dachte, daß ein Ellenbogenstoß meinen Zylinder zerdrücken und so meine Pfirsiche verunglücken könnten! Ich fühlte, wie sie im Hute herumrollten und es lief mir heiß über den Rücken. Endlich, nach unsäglicher Vorsicht, betrat ich den innern Kreis, im Augenblicke, da eine neue Figur arrangiert wurde:

Die Tänzerin befindet sich mitten im Kreise der Tänzer, die ihr den Rücken zugehren; sie hält einen Hut in der Hand und setzt ihn im Vorbeitanzen demjenigen Herrn auf, mit dem sie tanzen will. Kaum hatte ich zwei Schritte getan, als die Tochter des Hauses, welche den Cotillon mit einem jungen Staatsrate anführte, ausrief:

„Einen Hut! Es fehlt uns ein Hut!“ Gleichzeitig bemerkte sie mich mit meinem gegen die Brust gedrückten Zylinder; ich begegnete ihrem Blick und fühlte, wie all' mein Blut stockte.

„Ach!“ sagte sie, „Sie kommen gerade recht, Herr Herbelot! — Geben Sie schnell ihren Hut her!“

Bevor ich ein Wort hervorbringen konnte, hatte sie sich meines Hutes bemächtigt, so rasch sogar, daß bei der Bewegung die Pfirsiche auf den Boden rollten, mein Taschentuch und zwei oder drei Weinblätter mit.

Stelle Dir das Bild vor: Still lachten die Tänzerinnen vor sich hin und weideten sich an meinem Mißgeschick und meiner Armensündermiene; der Direktor zog die Augenbrauen zusammen, die ernstesten, gefestigten Leute flüster-ten und zeigten mit den Fingern auf mich... Mir wurde schwindelig, und kaum trugen die Beine mich noch; ich hätte mich am liebsten gleich in den Erdboden verkrochen.

Das junge Mädchen biß sich in die Lippen, um ein Lachen zu unterdrücken und als sie mir den Hut zurückgab, sagte sie ironisch:

„Ach, Herr Herbelot, lesen Sie sich doch Ihre Pfirsiche auf!“

Nun brach das Lachen aus allen Ecken hervor, die Diener sogar hielten sich die Seiten und ich? Bläß, schlotterig, vernichtet vor Scham und Verlegenheit, fand ich den Ausweg kaum und ging heim, den Tod im Herzen, und erzählte mein Unglück meiner Frau.

Natürlich war die Geschichte am folgenden Tage Stadtgespräch. Als ich mein Bureau betrat, riefen die Kollegen: „Ach, Herr Herbelot, lesen Sie doch die Pfirsiche auf!“ so daß ich glutrot wurde. Ich konnte nicht mehr ausgehen, ohne von irgend einer Seite hören zu müssen: „Seht, dort geht der Herr mit den Pfirsichen!“

Meine Stelle wurde unhaltbar und nach acht Tagen gab ich meine Entlassung ein.

Ein Onkel meiner Frau hatte ein Gut in der Nähe meiner Vaterstadt und ich bat ihn, mich versuchsweise anzustellen. Er willigte ein und wir zogen nach Chanteraine.

Was bleibt mir nun noch zu sagen übrig? ... Mutig und entschlossen machte ich mich an die Arbeit, stand jeden Sommertag mit der Sonne auf, und siehe, ich hatte mich über mein Schicksal nicht zu beklagen. Es scheint auch, daß ich für die Landwirtschaft mehr Talent hatte, als Geschmack an vergilbten Papieren; denn ich wurde binnen kurzem ein echter Bauer. Das Besitztum gedieh so wohl unter meiner Leitung, daß der Onkel vor seinem Tode es uns

testamentarisch vermachte. Ich habe es vergrößert und schaue mit Befriedigung auf mein Werk.

Wir waren indessen in Chanteraine angekommen und betraten das Gut durch einen Baumgarten, der voller Früchte hing. Die Zweige, mit Äpfeln, Birnen und Quitten beladen, neigten sich unter der Erntelast zur Erde. Jenseits der Einzäunung sah ich schöne Wiesen, die sich gegen den blauen Fluß erstreckten, und hinter den Wiesen lag ein prächtiger Weinberg, wo die Trauben zu blauen begannen und die Drosseln schlugen. Links hinter den Bäumen lag die Scheune, das verriet mir das Aufschlagen der Dreschflügel; und als wir einen geordneten und üppigen Gemüsegarten durchschritten, leuchtete uns die weiße Vorderseite des Wohnhauses entgegen, wo Pfirsichbäume mit schwellenden Früchten am Spalier emporstiegen.

„Du siehst,“ sagte Herbelot, „daß ich die Pfirsiche in Ehren halte; ich schulde ihnen mein Glück. Ohne sie säße ich noch im Bureau, erzitternd beim Zusammenziehen der Augenbrauen meines Vorgesetzten; ohne sie würde ich die ohnehin so zahlreiche Gesellschaft der Staatsangestellten vermehrt haben und wäre, wie sie, an das gar zu kurze Seil meines Gehaltes gebunden; an eine sorgfältige Erziehung und Aussteuerung meiner Nachkommen gar nicht zu denken.

Heute bin ich mein eigener Herr! Heute bebaue ich mein Gut und besitze genug, um eine Schar Kinder ernähren und erziehen zu können.

Fröhliches Lachen von Kinderstimmen tönte aus dem Innern des Hauses an mein Ohr. Im Türrahmen des Erdgeschosses, der mit Pfirsichzweigen bekränzt war, erschien Frau Herbelot, groß und schön noch als Vierzigerin.

Übersetzung von S. B.

—◆◆◆—

Kannst du vergeben? *)

Eines wünsch' ich mir hienieden!
„Jesu Geist und Jesu Frieden,
Und den Ruhm an meinem Grabe,
Daß ich Ihn geliebet habe.“

Diesen Vers möchte ich als Überschrift über das Kapitel setzen. „Kannst du vergeben?“ Das ist eine hochwichtige Frage, wenn es sich um das Glück der Eheleute handelt. Und sie richtet sich ebenso an den Mann wie an sein Weib. Ich fürchte, daß beide Teile sie in der Brautzeit höchst selten oder gar nicht stellen. Sie weist auf die schwarze Seite unseres Wesens hin. Und doch ist diese Frage viel wichtiger, als wenn das Weib forscht, ob der

*) Aus dem von uns in Nr. 6 empfohlenen Buche von Otto Funke: „Vademecum für junge und alte Eheleute“. 6. Auflage. Altenburg, Verlag von Stephan Geibel.